

Ute Gause

## Frömmigkeit und Glaubenspraxis

### Einleitung

Von 1939 bis 1951 wurde ein evangelisches Kinderheim in Köln-Mülheim aus Kriegsgründen in ein katholisches Mönchskloster in Ommerborn in der Nähe von Wipperfürth evakuiert. Zwölf Jahre lang lebten Mönche, Diakonissen und Kinder in schöner Eintracht. Schwester Emmi Koch berichtet:

„Auf jeden Fall hatten die Kinder eine ganz wunderbare Freiheit, wir konnten mit denen in den Wald gehen, sie haben im Wald gespielt, wir haben Waldbeeren gesucht. Nachher haben wir Waldbeeren verkauft und konnten mit dem Geld, das wir bekamen, etwas Schönes unternehmen. Wir sind zum Beispiel einmal zum Drachenfels gefahren. Mit den Brüdern hatten wir ein sehr gutes Verhältnis, wenn wir irgendwas hatten, riefen wir den Bruder Julian. Bruder Julian kam: ‚Was habt Ihr denn wieder?‘ ‚Bruder Julian, hier das und das.‘ ‚Ja, das mach ich für euch.‘ Und die Kinder, die waren begeistert, sie halfen den Brüdern im Stall, denn sie hatten auch Kühe und ein Pferd, der Max, der hatte nur ein Auge und wenn er vorm Wagen stand, hatte er immer den Drang herunterzufahren. Und dann kam der Winter; wir hatten sehr viel Schnee. Wir konnten wunderbar Schlitten fahren, so ganz um das Haus herum. Niemand kam vorbei, wir waren ganz alleine. Sogar bis abends spät sind wir Erwachsenen Schlitten gefahren. Dann kamen die Brüder und mahnten: ‚Macht nicht so einen Krach‘, weil wir lachten.“<sup>1</sup>

Diese Erinnerung zeigt, dass ein Diakonissenleben nicht, wie die Überschrift vermuten lassen könnte, von einem bloßen ‚Ora et labora‘, einer frommen Pflichterfüllung getragen war. Sie ist ein Beispiel, wie mit der Methode der Oral History subjektive Eindrücke und Erinnerungen bewahrt werden können, die sich so kaum in den Archiven finden lassen. Damit erschließt sich ein weitgehend unbekanntes Stück der Diakonie- und Kirchen-, der Alltags- und Frauengeschichte.<sup>2</sup> Auch der diakonischen Frömmigkeitsge-

- 
- 1 FKSK (= Fliedner Kulturstiftung Kaiserswerth), 4–6 OHP Oral-History-Projekt (OHP), Transkript Interview Schwester Emmi Koch (autorisierte Fassung), 10.
  - 2 Damit möchte ich ein Desiderat beseitigen, das in der Diakonieforschung bisher eklatant ist, nämlich dass die Frauen, die in der Diakonie tätig waren, nicht als Subjekte des Handelns berücksichtigt bzw. erforscht werden (vgl. Ute Gause: Frauen entdecken ihren Auftrag! Neue Erträge diakonischer Frauenforschung, in: Cornelia Coenen-Marx: Ökonomie der Hoffnung. Impulse zum 200. Geburtstag von Theodor und Friederike Fliedner, Breklum 2001, 75-92, hier: 75; vgl. auch diesen Ansatz im katholischen Bereich bei Relinde Meiwes: ‚Arbeiterinnen des Herrn‘ – Katholische Frauenkongregationen im 19. Jahrhundert, Frankfurt/ New York, 11).

schichte, wie sie, längst überfällig, erst vor kurzem von Silke Köser<sup>3</sup> und Matthias Benad<sup>4</sup> in den Blick genommen wurde, wird eine weitere Facette hinzugefügt.

Die von mir eingenommene historisch-theologische Perspektive geht der Frage nach der Diakonissengemeinschaft als spiritueller Gemeinschaft nach. Zwei Forschungsebenen werden miteinander verschränkt: Zunächst werden die Diakonie und Diakonissenleben der Zeit prägenden Ordnungen und Rituale dargestellt. Ich skizziere außerdem den Tagesablauf, die Lebensbedingungen und die religiösen Vollzüge der Diakonissen. Anhand der schriftlichen religiösen Zeugnisse soll die Ebene der offiziellen Glaubenspraxis transparent werden, der in einem zweiten Teil die Aussagen der Schwestern zu ihrer individuellen Frömmigkeit gegenübergestellt werden.

Damit werden zwei verschiedene Zugänge zur Darstellung einer Frömmigkeitsgeschichte Kaiserswerther Diakonissen gewählt und miteinander in ein Verhältnis gesetzt. Erstens wird die Frömmigkeit einer religiösen Gemeinschaft und ihrer gemeinsamen Lebensform in ihren geschichtlichen Veränderungen untersucht. Hier handelt es sich um eine „methodisch durchgeformte Frömmigkeit“<sup>5</sup>, die man auch als Spiritualität bezeichnen kann. Zweitens geht es um eine Darstellung der individuellen Frömmigkeit, die eigene religiöse Erlebnisse der Diakonissen beschreibt, um daraus eventuell religiöse Muster bzw. prägende Einflüsse aus der kollektiven Glaubenspraxis erkennen zu können. An dieser Stelle werden die narrativen Interviews mit den Schwestern zu Grunde gelegt. Es wird von der These ausgegangen, dass es gerade die vorgegebenen Ordnungsmuster der Glaubenspraxis waren, die einen Rahmen für die persönliche Frömmigkeit gaben, die aus der Lebensform in der spirituellen, nach außen hin geschlossenen Gemeinschaft mit regelmäßigen Gebetszeiten gespeist wurde. Das heißt aber: die sich nach dem Zweiten Weltkrieg ändernden Rahmenbedingungen, die diese Regelmäßigkeiten in Frage stellten – z. B. indem Diakonissen Verbandsschwestern wurden, die dann eine eigene Wohnung bezogen und dass Diakonissen die Tracht und Haube ablegten –, haben wesentlich dazu geführt, dass auch das für die Frömmigkeit wesentliche Verhältnis von „Zyklus und Gemeinschaft“<sup>6</sup> empfindlich gestört wurde

- 
- 3 Silke Köser: Denn eine Diakonisse kann=darf kein Alltagsmensch sein. Zur Konstruktion und Rekonstruktion einer kollektiven Identität Kaiserswerther Diakonissen im 19. Jahrhundert, Leipzig 2005 (im Druck).
  - 4 Matthias Benad: „Komme ich um, so komme ich um ...“ Sterbelust und Arbeitslast in der Betheler Diakonissenfrömmigkeit, in: Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte 97 (2002), 195–213.
  - 5 Ulrich Köpf: Art. Frömmigkeitsgeschichte, in: RGG<sup>4</sup> 3 (2000), 397.

und damit die vermeintliche Modernisierung – d. h. die Anpassung an den gesellschaftlichen Wandel und die Veränderung der anscheinend überholten Lebensform – den Niedergang des Modells sogar noch beschleunigte. Dass in den Konstituenzien der Glaubenspraxis und der Gesamtordnung die Basis der Gemeinschaft lag, spiegelt sich in den Äußerungen der Schwestern. Wie die Integration der zukünftigen Schwester in die Schwesternschaft erinnert wird, soll darum ebenfalls eingehender untersucht werden.

## 1. Konstituenzien der Glaubenspraxis

### 1.1. Äußere und innere Merkmale des Diakonissenlebens

Die Ausbildung einer Diakonisse bestand aus drei Elementen: neben die religiöse Grundausbildung trat eine Elementarbildung sowie eine fachliche Ausbildung, beispielsweise im Bereich der Krankenpflege.<sup>7</sup> Die Gemeinschaft war nach außen hin erkennbar durch die einheitliche Tracht und die Haube, die zunächst den Zweck verfolgt hatten, die Diakonisse der verheirateten bürgerlichen Frau gleichzustellen. Da diese Tracht aber nicht der Mode der Zeit angepasst wurde, galt sie bald als das Signum, an dem man eine Diakonisse erkennen konnte.<sup>8</sup> Die Tracht war ein wichtiges Konstituens der Glaubenspraxis, insofern sie die Schwestern im Sinne eines *Boundary Markers* als einer ordensähnlichen Gemeinschaft zugehörig auswies. Sie war nach innen religiös konnotiert, insofern die Dienstordnung von 1940 sie als „schweigendes Bekenntnis“ bezeichnete.<sup>9</sup>

Die Diakonissengemeinschaft war bestimmt durch das gemeinsame Mutterhaus, die gleiche Hausordnung, die Tracht und die gemeinsame Bibellese sowie gemeinsame Betstunden und Gottesdienste. Nach einer Vorprobe- und einer Probezeit wurde die Diakonisse „eingesegnet“, d. h. in einer kirchlichen Handlung in die Diakonissengemeinschaft aufgenommen. Dies geschah nach einer Einarbeitungs- und Lehrzeit, die mindestens drei Jahre dauerte. Ein weiteres wichtiges Element, das die Mutterhäuser verbindet, ist die monatliche Gemeinschaftsbetstunde, in der alle Diakonissen

6 Manfred Seitz: Frömmigkeit II, in: TRE 11 (1983), 679.

7 Vgl. Jutta Schmidt: Beruf: Schwester. Mutterhausdiakonie im 19. Jahrhundert, Frankfurt u. a. 1998, 129 f.

8 Vgl. a. a. O., 141.

9 Hausordnung und Dienstweisung für die Schwestern des Diakonissen-Mutterhauses Kaiserswerth, als Handschrift gedruckt 1940, Wuppertal o. J. [FKSK, Bibliothek, GrFl IV; 312], 4.

aller Mutterhäuser gemeinsame Fürbittenanliegen vortragen.<sup>10</sup>

Konstitutiv war bei Gründung der Gedanke Fliedners, dass die Diakonissen als „Dienerinnen“ des Herrn Jesus, der Hilfsbedürftigen aller Art um Jesu willen und untereinander lebten. Dieser evangelische Dienstgedanke stand unter Einfluss der Erweckungsbewegung. „Tragendes Motiv für die Pflege der Kranken ist die dankbare und gehorsame Liebe zu Jesus Christus.“<sup>11</sup> Beeinflusst war Fliedner durch die Herrnhuter Brüdergemeine. Dies zeigt sich vor allem an dem von ihm anhand der Herrnhuter Vorlage entwickelten Fürbittengebet<sup>12</sup> wie auch an der Gestaltung des Kaiserswerther Friedhofs. Insgesamt war es von Anfang an Fliedners Anliegen, die Schwestern in eine christliche Tagesordnung einzubinden.<sup>13</sup> Seine mehrfachen Überarbeitungen der Hausordnungen sind nicht nur, wie Martin Gerhardt sie charakterisierte, von einem „puritanisch strengen Geist“ durchdrungen, sondern werden in ihren Geboten und Verboten immer strenger.<sup>14</sup> Dies kann mit dem damaligen rasanten Wachstum der Diakonissenanstalt zusammenhängen. Im Laufe des 20. Jahrhunderts verändert sich dieser Charakter: Die Schwesternschaft verstand und versteht sich vor allem als Glaubens-, Lebens- und Dienstgemeinschaft.<sup>15</sup> Obwohl nach wie vor Regeln das Zusammenleben bestimmen, werden diese zum Teil gelockert, zum Teil weniger apodiktisch formuliert.

Von Anfang an spielte also die religiöse Dimension, das Sein der Schwesternschaft als geistliche Gemeinschaft, eine wichtige Rolle. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Gründung der Diakonissenanstalt innerhalb eines Zentrums des rheinischen Katholizismus immer dem Verdacht ausgesetzt war, als „katholisierend“, als ordensähnliche Gemeinschaft charakterisiert und abgelehnt zu werden.<sup>16</sup>

- 
- 10 Vgl. Hermann Schauer: *Frauen entdecken ihren Auftrag. Weibliche Diakonie im Wandel eines Jahrhunderts*, Göttingen 1960, 87.
- 11 Marikje Smid: *Diakonissen in der evangelischen Kirche – eine Herausforderung für Kirche und Gesellschaft*, in: Martin Cordes u. a. (Hg.), *Diakonie und Diakonisse. Beiträge zur Rolle der Frauen in kirchlicher sozialer Arbeit*, Hannover 1995, 44.
- 12 Vgl. Ruth Felgentreff: *Die Kirchenlitanei der Brüdergemeine als Grundlage für das Fürbittengebet der Kaiserswerther Diakonissenschaft*, in: *Unitas Fratrum* 16 (1985), 89–100.
- 13 Vgl. Ruth Felgentreff: *Die Anfänge der Mutterhausdiakonie*, in: *PuN* 23 (1997), 69–79, hier: 74.
- 14 Martin Gerhardt: *Theodor Fliedner*, Bd. 2, Düsseldorf 1937, 712.
- 15 Vgl. ausführlich dazu Ute Gause: *Dienst und Demut. Diakoniegeschichte als Geschichte christlicher Frauenleitbilder*. In: Siri Fuhrmann u. a. (Hg.): *Soziale Rollen von Frauen in Religionsgemeinschaften*, Münster 2003, 65–88; bes. 79 ff.
- 16 Vgl. die Auseinandersetzung zwischen dem lutherischen Theologen Alexander von Oettingen aus Dorpat und Gerhard Uhlhorn Ende des 19. Jahrhunderts (siehe z. B. Gerhard

Dass sich die Diakonissen bis weit ins 20. Jahrhundert hinein einer hohen Wertschätzung erfreuten, hat vor allem mit ihrer überzeugenden Berufsausübung zu tun. Lange Zeit galt das durch Fliedner geprägte und bestimmte Berufsideal, das noch 1960 von dem Pfarrer und langjährigen Vorsteher des Amalie-Sieveking-Diakonissenhauses in Hamburg, Hermann Schauer, wieder aufgenommen wurde. Er verfasste ein Buch mit dem sprechenden Titel „Frauen entdecken ihren Auftrag“ anlässlich des 100. Jubiläums der Kaiserswerther Generalkonferenz und formulierte: „Die Diakonissensache wurde und wird nicht fruchtbar, wenn nicht Frauen da sind, die als Weizenkorn in die Erde fallen und ersterben. Das Diakonissenhaus – das besteht nicht aus Gründern und Besitzern, aus Vorständen und Schwesternschaften, sondern allein aus denen, die bereit und imstande sind, es mit Hingabe ihres Lebens aus den Trümmern wieder aufzurichten.“<sup>17</sup> Dies war jedoch bereits der Schwanengesang auf einen untergehenden Berufsstand, dessen Ideal von vielen Diakonissen auch nicht mehr geteilt wurde. Ein mündlicher Kommentar einer Feierabenddiakonisse, als ich sie nach der Überzeugungskraft dieses Buches fragte, war: „Wir haben uns damals drüber lustig gemacht und gesagt, ach ja, Hermann Schauer entdeckt den Auftrag der Frauen.“ D.h. unter den Diakonissen war der Gedanke der geistlichen Gemeinschaft mittlerweile stärker als die Vorstellung des selbstverleugnenden Dienens, das Schauer noch einmal zum Ideal erhoben hatte. Scharf kritisiert wurde er 1963 indirekt durch die Analyse von Friedrich Thiele, der die Diakonissenhäuser einer Wandlung unterziehen und das problematische Dienstideal verändert wissen wollte. Es sagte einen Umgestaltungsprozess voraus, der mit der jetzt gültigen Gemeinschaftsregel der Kaiserswerther Schwesternschaft, die 2001 im Druck erschien, erstmals eingelöst ist:

„Im Bereich der Gemeinde Jesu würde die Neuformulierung eines Diakonissenspruches heutzutage eher von der Freiheit reden müssen, zu der uns Christus befreit hat (Gal 5,1) und in der die einzelnen, hier also die Diakonissen, in viel betonterer und andersartiger Weise selber Subjekt ihres Lebens innerhalb der Mutterhausdiakonie sind und sich dort als Glieder der Gesamtkirche Christi wissen, worin sie Aufträge haben.“<sup>18</sup>

Der Charakter der Schwesternschaften als geistliche Gemeinschaft und gleichzeitig als eine alternative Lebensgemeinschaft – alternativ hier verstanden im Sinne der pluraler werdenden Lebensentwürfe im ausgehenden 20. Jahrhundert – wurde im Verlauf des 20. Jahrhunderts stärker. Das zeigt

---

Uhlhorn: Zur Diakonissenfrage (1894), in: ders.: Schriften zur Sozialethik und Diakonie, Hannover 1990, 461–474.

17 Zitiert nach: M. Smid, a. a. O. (s. Anm. 11), 22.

18 Friedrich Thiele: Diakonissenhäuser im Umbruch der Zeit, Stuttgart 1963, 36.

sich in der Studie von Gerta Scharffenorth, die die Untersuchung evangelischer Schwesternschaften innerhalb einer Projektgruppe des Lutherischen Weltbundes „Frauen als Innovationsgruppen“ übernommen hatte und dazu 1984 eine fundierte und informative Studie vorlegte.<sup>19</sup> In dieser Studie kommt die Bedeutung des geistlichen Charakters und der Pflege der persönlichen Frömmigkeit deutlich zum Ausdruck. Eine Schwester beschreibt dies folgendermaßen: „Ich kann mir mein Leben nicht mehr vorstellen ohne die geistliche Tradition unserer Gemeinschaft, ohne unsere Liturgie, unsere Gebete und Lieder, ohne unsere Bibelstunden und Rüsttage.“<sup>20</sup> Die Diakonisse und Historikerin Ruth Felgentreff bringt Ähnliches zum Ausdruck, wenn sie schreibt: „Die Mutterhauskirche war und ist der wichtigste Ort der Diakonissengemeinde.“<sup>21</sup>

## *1.2. Zur Glaubenspraxis in den 40er Jahren*

Der Charakter der Diakonissenanstalt als geistlicher Gemeinschaft und das in ihr vorgesehene Glaubensleben werden im Folgenden zunächst anhand der Hausordnung von 1940 untersucht, der die Ordnung von 1967 im Anschluss gegenübergestellt wird.<sup>22</sup>

### *1.2.1. Geistliche Ausrichtung, Einsegnung und Selbstverständnis als christliche Gemeinschaft*

Die Hausordnung aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges ist noch sehr weitgehend dem patriarchalischen Aufbau des Mutterhauses des 19. Jahrhunderts verpflichtet. Dass diese hierarchischen Strukturen vorausgesetzt werden, zeigt sich an dem Vorwort, das direkt Theodor Fliedner zitiert. Dort heißt es: „Unsere Diakonissenanstalt hat als Werk der göttlichen Vorsehung und als Pflegling christlicher Menschenliebe ganz besonders die Pflicht, ein Bild der Ordnung Gottes im Kreis unserer Mitmenschen zu sein. Die Schwester wird der Leitung des Mutterhauses kindliches Vertrauen entgegenbringen und ihren Weisungen mit willigem Gehorsam folgen.“<sup>23</sup> Der

---

19 Vgl. Gerta Scharffenorth: Schwestern. Leben und Arbeiten evangelischer Schwesternschaften. Absage an Vorurteile, Offenbach 1984. Vgl. zum gewandelten Selbstverständnis auch: U. Gause, a. a. O. (s. Anm. 2).

20 G. Scharffenorth, a. a. O. (s. Anm. 19), 29.

21 Ruth Felgentreff: Das Diakoniewerk Kaiserswerth 1836-1998. Von der Diakonissenanstalt zum Diakoniewerk – ein Überblick, Düsseldorf 1998, 169.

22 Ich danke Ruth Felgentreff für die Bereitstellung von Material aus ihrem persönlichem Besitz.

23 Hausordnung und Dienstanweisung 1940 (wie in Anm. 9).

Gemeinschaftsgedanke steht unter dem Ideal der Unterordnung.<sup>24</sup>

Zum Leben und zum Dienst der Diakonisse gehören neben dem erklärtem Ziel, „die Menschen zu Christus zu weisen und ihm ihre Seelen zu gewinnen“<sup>25</sup> die tägliche Selbstverleugnung und die Überwindung ‚selbstischer Begierden‘.<sup>26</sup> Diese Kraft kann die Diakonisse aber nur aufbringen, wenn sie in einer lebendigen Verbindung mit Christus steht: „Diese Kraft wird ihr durch die Gnadenmittel des Wortes und der Sakramente geschenkt.“<sup>27</sup> Das ist jedoch nicht genug, weitere Elemente einer lebendigen Frömmigkeit treten hinzu: das regelmäßige Lesen in der Bibel, die Pflege des Gebetslebens und geistliche Wachsamkeit sind gefordert.<sup>28</sup> Als Dienerin des Herrn Jesus Christus lebt die Diakonisse in lebendiger Nachfolge des Herrn. Der Einsegnung als „feierliche Uebertragung eines kirchlichen Amtes“<sup>29</sup> geht eine Vorprobezeit als Diakonissen-Jungschwester, dann eine Probeaufnahme, in der bereits die Probetracht getragen werden darf, voraus.<sup>30</sup> Bis zur endgültigen Einsegnung vergehen so mehrere Jahre. Die Diakonisse gibt bei der Einsegnung das Versprechen, die Pflichten ihres Amtes zu erfüllen. Dieses Versprechen wird alle fünf Jahre erneuert; es handelt sich nicht um eine Festlegung für das ganze Leben. Fliedner hatte schon bei der Ersten Kaiserswerther Generalkonferenz 1861 betont, dass es entgegen anderslautender Gerüchte kein lebenslanges Verbot der Eheschließung gab.<sup>31</sup>

Mit der Einsegnung beginnt das Amtsleben einer Diakonisse. Sie bleibt dann meist nicht im Kaiserswerther Mutterhaus, sondern wird von der Mutterhausleitung in die ihrer Berufsausbildung entsprechenden Arbeitsfelder entsandt. Sie kehrt aber regelmäßig zu Rüstzeiten, Konferenzen oder Feiern in das Mutterhaus zurück. Die Diakonisse hat keinen Einfluss auf das Arbeitsfeld und den Ort, an dem sie eingesetzt wird. Auch im Ausland ist sie jedoch eingebunden in das Glaubensleben ihres Mutterhauses: sie soll dort, genauso wie erlernt, regelmäßig die monatliche Schwesternbetstunde abhalten, genau wie die monatliche Bibellesestunde. Dadurch weiß sie

---

24 Ebd., 21. Genauso F. Thiele, a. a. O. (s. Anm. 18), 22: „Heimat ist das Mutterhaus also nicht als Diakonissenschaft, sondern als patriarchalisch bestimmte Familie. Subjekt, Träger ist die Leitung, die Direktion; die Diakonissen sind Objekt, sind die, über die verfügt wird.“

25 Hausordnung 1940, a. a. O. (s. Anm. 9), 6.

26 A. a. O., 9, 12.

27 A. a. O., 13.

28 Vgl. a. a. O., 14.

29 A. a. O., 23.

30 Vgl. a. a. O., 21 f.

31 Vgl. M. Gerhardt, a. a. O. (s. Anm. 14), 775.

sich stets in geistlicher Verbindung mit ihrem Mutterhaus und den anderen Schwestern.

Die Einsegnung bedeutet so einen tiefgreifenden Einschnitt im Leben der vormaligen Probeschwester. Sie erhält die endgültige Tracht, bekommt den Diakonissenschein, die Hausordnung und das Diakonissenliederbuch überreicht. Sie übernimmt eine kirchliche Aufgabe, die sie von Christus empfängt.<sup>32</sup> Sie wird mit der Einsegnung in besonderer Weise in die Tradition des Diakonissenamtes nach Apostelgeschichte 6, 3–5 und mit Berufung auf Schwester Phoebe nach Röm. 16, 1–2 eingegliedert.

Die Einsegnung, die das Prinzip des dreifachen Dienstes nochmals entfaltet, fordert in besonderer Weise die Absonderung von der Welt und die Nachfolge Christi, wenn es heißt:

„Ihr habt es zu eurem besonderen Lebensberuf gemacht, mit all eurer Zeit und mit allen euren Kräften ihm zu dienen in der Pflege der kranken und schwachen Glieder seines Leibes mit der Liebe, die alles verträgt, alles glaubt, alles hofft, alles duldet. Darum müßt ihr aller Lust an den Ehren, Schätzen und Freuden der Welt absterben und eure Lust in dieser Liebespflege suchen, ihm zum Dank, der euch gedient und für euch gelitten hat bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz.“<sup>33</sup>

Neben der Wahrnehmung des Dienstes an den Hilfsbedürftigen im „heiligen Ernst der Mutterliebe, die da trachtet, dem Herrn ihre Seelen zu gewinnen“<sup>34</sup>, wird vor allem der Zusammenhalt der Schwestern untereinander betont. Die Schwestern sind durch den Glauben an den gemeinsamen Heiland enger verbunden, als wenn sie leibliche Geschwister wären. In fast mystischer Terminologie heißt es: „Ihr liegt dann miteinander am Herzen des großen Hohenpriesters.“<sup>35</sup> Nachdem die Probeschwestern versprochen haben, ihre Pflichten als Diakonissen zu erfüllen, werden sie kniend gesegnet. Danach betet die Gemeinde für die Diakonissen ein Gebet, das diese in die lange Tradition dienender Frauen der Bibel hineinstellt und dabei auch Maria als Mutter des Herren einbezieht:

„Ewiger und barmherziger Gott, Vater unseres Herrn Jesus Christus, der du Mann und Weib zu deinem Dienst geschaffen, eine Mirjam und Debora, Hanna und Hulda mit dem Heiligen Geist erfüllt, in der Stiftshütte und im Tempel Hüterinnen deiner heiligen Pforte eingesetzt und ein Weib der Geburt deines eingeborenen Sohnes gewürdigt hast, siehe du selbst auch jetzt gnädig herab auf diese deine Mägde, die zu deinem Dienst verordnet sind. Gib ihnen den Heiligen Geist und reinige sie von aller Befleckung des Fleisches und des Geistes, damit sie das ihnen befohlene Werk würdig vollbringen zu deiner Ehre

32 Vgl. Hausordnung 1940, a. a. O. (s. Anm. 9), 23.

33 A. a. O., 65.

34 A. a. O., 66.

35 Ebd.



und zu Lobe deines Christus, mit welchem sei dir und dem Heiligen Geist Preis und Anbetung in Ewigkeit. Amen.“<sup>36</sup>

Nach der Einsegnung folgt für die Diakonissen das Abendmahl, an dem auch die Vorsteherin des Mutterhauses teilnimmt. Das Selbstverständnis als geistliche Gemeinschaft dokumentiert sich nach außen durch Tracht und Haube. Das Versprechen der Diakonisse bei der Einsegnung, „die Pflichten des Diakonissenamtes treu zu erfüllen, in der Furcht des Herrn nach seinem heiligen Wort“<sup>37</sup> wird 1940 als Bekenntnis gesehen, das die Diakonisse durch ihre Tracht schweigend weiter trägt.<sup>38</sup> Diese Aussage trägt der Situation Rechnung, dass die Tracht dadurch, dass sie nicht mehr an die moderne Kleidermode angepasst wurde, mittlerweile zum Erkennungszeichen der Diakonisse geworden war. Sie wird nun gleichsam als geistliches Gewand aufgefasst, nicht mehr wie zu Fliedners Zeiten als Ausdruck eines Standes.

### *1.2.2. Die monatliche Schwesternbetstunde und das Fürbittengebet*

Bereits Theodor Fliedner maß der Diakonissengemeinschaft als geistlicher Gemeinschaft große Bedeutung zu. Nachdem die Diakonissenanstalt 1836 gegründet worden war, veröffentlichte Fliedner in schneller Folge eine Bibellesetafel und ein Diakonissenliederbuch, das das Fürbittengebet der Kaiserswerther Diakonissenschaft im Anhang enthielt. Seit 1857 wird dieses gemeinsame Fürbittengebet am ersten Sonntag eines Monats von allen Diakonissen im gemeinsamen Gottesdienst gesprochen. Dieses Fürbittengebet sowie der ganze Gottesdienst wurde von Anfang an von einer Diakonisse geleitet. Hieran sieht man, dass Fliedner bereits im 19. Jahrhundert der Diakonisse, die durch ihre kirchliche Einsegnung ein gleichsam geistliches Amt besaß, in dieser Hinsicht Kompetenzen zuwies. Die Hausordnung von 1940 spricht hier vom „priesterlichen Dienst“ der Diakonisse.<sup>39</sup>

Die Fürbitten enthielten jeweils konkrete Namen von Schwestern, für die Fürbitte gehalten werden sollte. Die Grundstruktur dieses Gebets ist bis heute erhalten geblieben. In der Hausordnung von 1940 heißt es:

„Die Schwesternbetstunde am Abend des ersten Sonntags im Monat und die monatliche Bibelbesprechung sind das stärkste innerliche Band, das wir besitzen. Sie sind auf allen Stationen, wenn irgend möglich, zu der gleichen Stunde und an dem gleichen Tag ge-

---

36 A. a.O., 67.

37 A. a.O., 23.

38 Vgl. ebd.

39 A. a.O., 26.

wissenschaft zu halten. An der Betstunde nehmen alle Diakonissen und Probeschwestern teil.<sup>40</sup>

Das Fürbittengebet ist umfassend angelegt: aller Arbeitsfelder soll gedacht werden. In die namentliche Fürbitte werden die in den ‚Grüßen‘ – dem Mitteilungsblatt für die Diakonissen – angegebenen Namen genannt, dabei bleibt unberücksichtigt, ob sich deren Einsatzort zwischenzeitlich verändert hat oder sie gar ausgetreten sind. Es bleibt trotzdem wichtig, für sie zu beten.<sup>41</sup> Jeden Monat wird der neu eingetretenen Schwestern besonders gedacht, und der Wunsch nach Neueintritten formuliert. Nach den konkreten namentlichen Fürbitten folgt ein stets gleichbleibender Teil Fürbitte, der von den Schwestern kniend gesprochen wird. Neben der Bitte um die Bewahrung vor Eigenschaften wie Unglauben, Klein- und Aberglauben, Selbstgefälligkeit und Missgunst bedenkt ein großer Teil der Fürbitten die Einsatzgebiete und Bewährungsfelder der Schwestern: Sie sollen „Mütter der Armen und Verlassenen“, Trösterinnen der „Irren und Schwermütigen“, der Gefangenen, Kranken, der Kinder, der Gefallenen und Verirrten sein.<sup>42</sup> Auch in den Auslandsstationen sollen die Menschen zu Christus bekehrt werden. Dies wird deutlich formuliert: „Gib, daß die Schwestern, die unter fremden Völkern und Religionen arbeiten, viele Herzen dir gewinnen unter den Kranken und Armen und viele junge Seelen erziehen zu deiner Ehre. Erlöse das Volk Israel von seiner Blindheit. Laß die Heiden wandeln in deinem Licht. Ach, daß auch Ismael leben sollte vor dir.“<sup>43</sup>

Eine spezifische Christusfrömmigkeit ist Grundvoraussetzung des Diakonissenamtes. Die Liebe zu Christus und die Nachfolge in seinem Dienst konstituieren das Amt. Begleitend stehen neben der monatlichen Andacht und der monatlichen Bibelbesprechung die Lesung und Besprechung der Hausordnung, die tägliche stille Einkehr, die mittägliche Lesung von Tagesgespruch und Tagespsalm und tägliche Andachten. 1940 wird auch die Lektüre der Pastoralbriefe von Julius Disselhoff empfohlen.<sup>44</sup> Diakonissenniederbuch und Diakonissenbuch dienen ebenfalls der erbaulichen Lektüre. Das Lesen weltlicher Literatur ist verpönt. Insgesamt wirkt die Gemeinschaft klösterlich und introvertiert. Das ist in der Hochphase des Krieges und des Nationalsozialismus auch eine politische Haltung. Sich der nationalen Begeisterung – die es 1933 in Kaiserswerth gegeben hatte – zu entziehen und

---

40 A. a. O., 56.

41 Vgl. a. a. O., 58.

42 Vgl. a. a. O., 60.

43 A. a. O., 61.

44 Vgl. Julius Disselhoff: Aus den Pastoralbriefen an meine lieben Diakonissen, Düsseldorf o. J. (wahrscheinlich 1937).

keinerlei nationalsozialistische Gedanken zu berücksichtigen, sondern in einer Zeit der „Entkonfessionalisierung des öffentlichen Lebens“ an der eigenen Frömmigkeitspraxis festzuhalten, ist zwar noch kein widerständiges, aber zumindest auch kein angepasstes Verhalten.

### 1.3. Glaubenspraxis im Umbruch: die 60er Jahre

Nach dem Zweiten Weltkrieg begann sich die Nachwuchssituation der Diakonissen zu verschlechtern. Hatte es in der unmittelbaren Nachkriegszeit noch einmal zahlreiche Neueintritte gegeben, so verändert sich die Situation in der prosperierenden Bundesrepublik der 50er und 60er Jahre dramatisch. Ab den 50er Jahren mussten regelmäßig ursprüngliche Arbeitsfelder Kaiserswerther Diakonissen in Krankenhäusern und auch auf Auslandsstationen auf Grund des Schwesternmangels aufgegeben werden. Diese Notsituation spiegelt sich in den Briefen des Vorstehers an die Kirchengemeinden, die eine Schwester zur Einsegnung nach Kaiserswerth schickten. War dort 1944 auch schon aufgefordert worden, in der Gemeinde junge Mädchen auf den Schwesternberuf anzusprechen, so heißt es ab 1946 und in den darauf folgenden Jahren stets: „Wir wären Ihnen dankbar, wenn Sie bei dieser Gelegenheit den Ruf zur Diakonie noch einmal neu in die Jugend hineinragen könnten. Der Mangel an Nachwuchs ist mit unsere größte Not. Wir brechen unter der Fülle der Arbeitslast schier zusammen.“<sup>45</sup> Den starken Druck, dem die Diakonissen durch die desolate Nachwuchssituation ausgeliefert waren, beschreibt 1951 die damalige Vorsteherin Karin von Ruckteschell nach dem Tod von insgesamt elf Diakonissen in den letzten Monaten:

„Wer hilft die Lücken verzaunen, wer springt in den Riß? Ihr lieben Feierabendschwestern, aber auch wir alle, die noch in der Arbeit stehen, wollen uns dies große Sterben zu einer Mahnung werden lassen, viel treuer zu beten: Sende Arbeiter in deine Ernte [...] Auch an die anderen wollen wir denken, an die Arbeitenden, denen wir keinen Ersatz schicken konnten für die entstandene Lücke und die nun über das Maß angespannt sind.“<sup>46</sup>

Neben diese folgenschweren Veränderungen trat eine veränderte theologische Ausrichtung: mit dem aus Bethel kommenden dortigen Dozenten für Kirchengeschichte und Praktische Theologie Robert Frick, der zwischen 1949 und 1969 Vorsteher der Diakonissenanstalt war, wurde ein Theologe Leiter der Schwesternschaft, dem es ein Anliegen war, die Schwestern in die moderne Theologie einzuführen. Ruth Felgentreff charakterisiert seine

---

45 FKSK, Bestand Altregistratur Kaiserswerther Mutterhaus, Ordner: Einsegnung von 1917–1962.

46 Grüße des Kaiserswerther Mutterhauses an seine Schwestern 50 (1951), 20.

Lehre folgendermaßen: „Er machte die Diakonissen mit dem bekannt, was man damals moderne Theologie nannte. Das Evangelium war für ihn ein Weg in die Freiheit. Er förderte kritisches Denken. Das Ziel seiner Bemühungen war der mündige Mensch.“<sup>47</sup> Damit drang jetzt auch theologisch ein anderes Denken in die Diakonissenanstalt, die 1964 in Diakoniewerk umbenannt wurde, ein. Die Bezeichnung Diakoniewerk spiegelte bereits die Situation, dass die Mutterhausdiakonie nur noch ein Teil des ganzen Werkes war, das mittlerweile einen größer werdenden Anteil ziviler Mitarbeiter und Verbandsschwestern beschäftigte. Insgesamt kann man wohl von einem Modernisierungsschub – die beruflichen Perspektiven für junge Frauen hatten sich beträchtlich erweitert – sprechen, der auch Kaiserswerth nicht verschonte. Im Jahresbericht 1953 stehen dem Eintritt von zehn bis zwölf Schwestern bereits 340 Feierabenddiakonissen gegenüber. 1960 musste erstmals die Einsegnung ausfallen.

Getragen wurden die nun notwendigen Umstrukturierungsprozesse auch von der neuen Vorsteherin Charlotte Renner, die von 1956, aus dem Mutterhaus Breslau-Bethanien kommend, bis 1970 Vorsteherin in Kaiserswerth war. Sie hatte sich bald mit der Situation auseinanderzusetzen, dass die Schwesterntracht, Ehelosigkeit und die Lebensform im Mutterhaus von außerhalb in Frage gestellt wurden.<sup>48</sup> Zusätzlich musste sich Kaiserswerth mit dem Vorwurf befassen, dass die zurückgehenden Zahlen mit einer schlechten Versorgung und Überforderung der Diakonissen zu tun habe.<sup>49</sup> Liturgisch schlägt sich die schlechte Nachwuchssituation im Fürbittengebet nieder, wenn in der Fassung von 1958 zum Satz „sende Arbeiter in deine Ernte“ hinzugefügt wird: „Wecke unsere Gemeinden auf, daß sie willig werden zum Dienst und Deinen Ruf weitertragen!“<sup>50</sup>

Charlotte Renner analysiert die entstandene Situation in einem vertraulichen Schreiben an die Schwesternschaft und kommt zu dem Schluss, dass vor allem die geistliche Ausbildung der Verbandsschwestern eine wichtige Aufgabe für die Diakonissen sein sollte, da diese auf Grund der freien Lebensform noch auf Akzeptanz bei den Jugendlichen stießen.<sup>51</sup> Insgesamt aber stellt der Bericht keine Überlegungen an, wie man den Diakonissenberuf attraktiver machen könnte, sondern macht deutlich, dass von der

---

47 R. Felgentreff, a. a. O. (s. Anm. 21), 186.

48 Vgl. Charlotte Renner: Ein jeder sei seines Weges gewiß, in: Kaiserswerther Mitteilungen Jahrgang 98 (1964), 25 f.

49 Charlotte Renner: Die Situation unserer Schwesternschaft 1960 [FKSK, Bibliothek, GrFIIVb 55], 6.

50 Schwesternbetstunde, Kaiserswerth 1958, 6 [FKSK, Bibliothek, GrFIIVi 114 ].

51 Vgl. C. Renner, a. a. O. (s. Anm. 48), 7.

Quantität nicht die Qualität des Dienstes abhängt.<sup>52</sup> Dass der Mittelpunkt dieses Dienstes allererst an der Nachfolge Christi orientiert ist, daran wird festgehalten. Aber Charlotte Renner ist sich auch darüber klar, dass dieser Weg immer mehr die Ausnahme wird, wenn sie schreibt:

„Der Weg der Diakonisse ist kein allgemeiner und populärer Weg mehr, er ist schon ein besonderer Weg in der heutigen Zeit – wenn auch kein besonderes Verdienst – aber er ist ein Weg, der von den jungen Menschenkindern meist bitterschwer gegen ihre Verwandtschaft und Freundschaft errungen werden muß. Solange aber junge Menschen das bewußt tun wollen, haben wir kein Recht aufzugeben und zu resignieren. [...] es muß unter uns Diakonissen eine ständige Reinigung und Klärung geschehen, sonst werden wir für die junge Generation, die die Nachfolge sucht, unglaublich.“<sup>53</sup>

In der 1965 neu gefassten und von den Diakonissen beratenen Lebensordnung wird dann auch an Ehelosigkeit und Tracht, an dem Leben aus gemeinsamer Kasse und dem Sendungsprinzip festgehalten. Im Unterschied zu 1940 ist allerdings die Bedeutung der Tracht als „schweigendes Bekenntnis“ verloren gegangen, statt dessen wird sie als „Zeichen ihres Dienstes und ihres gemeinsamen Lebens“<sup>54</sup> gesehen. Die Kleidung soll Zeugnis der Nachfolge ablegen, darum muss sie einfach und anspruchslos sein. Die Notwendigkeit der Trachtänderung wird damit begründet, dass diese Kleidung mittlerweile mit viel Mühe genäht werden muss, weil es kaum noch Menschen gibt, die sie herstellen können. Darum bedeutet das Zugehen auf Konfektionskleidung und eine einfachere Haube „ein Stück Gehorsam auf unserem gemeinsamen Wege des Dienstes.“<sup>55</sup> Nicht alle Schwestern waren mit diesen Änderungen einverstanden, so dass der Brief Charlotte Renners mit der Mahnung schließt: „Liebe Schwestern, unser Herr helfe uns jetzt, daß wir in Liebe und Eintracht beieinander bleiben und kein anderes Streben haben, als Seinem Rufe zu gehorchen.“<sup>56</sup> Die Auseinandersetzung um das gelegentliche Tragen von Zivilkleidung sollte in veränderter Form ab 1968 nochmals aufflammen. Hier waren unterschiedliche Positionen innerhalb der Schwesternschaft vertreten.<sup>57</sup>

---

52 Vgl. a. a. O., 6.

53 A. a. O., 8.

54 Brief Charlotte Renners an die Schwestern vom 24.2.1965 [FKSK, Bibliothek, GrFII VI 32], 3.

55 A. a. O., 4.

56 Ebd.

57 Brief des Schwesternrates von 1968, I [Originalaufzeichnungen aus dem Bestand von Diakonisse Ruth Felgentreff]. Im Verlauf der nächsten Jahre wird die Trachtfrage heftig diskutiert. Der Schwesternrat entscheidet im Mai 1970, dass die Tracht in der Freizeit nicht getragen werden muss. [Brief des Schwesternrates vom 12.5.1970 aus dem Bestand von R. Felgentreff].

Der Platz der Diakonisse in der bundesdeutschen Gesellschaft wird nach wie vor traditionell definiert. Die Konzentration auf das glaubwürdige christliche Leben der Diakonisse scheint von eminenter Bedeutung. Am Schwesterntag am 23.2.1965 hatte Pastor Frick das benannt. Charlotte Renner fasst seinen Vortrag folgendermaßen zusammen:

„Herr Pastor stellte besonders heraus, daß das Mutterhaus heute in der Zeit der Säkularisierung und der Zeit der berufstätigen *Ehefrau* seinen Standort und seine Aufgaben ganz neu herausstellen müsse. Die Lebensordnungen der Diakonissen wollen immer neu geistlich begründet sein und die einzelne Diakonisse muß sich in der Öffentlichkeit frei und fröhlich dazu bekennen, wenn wir heute für Kirche und Welt in unserer Form glaubhaft bleiben wollen.“<sup>58</sup>

1962 hatte Charlotte Renner diese Ziele schon selbst in ihrer Beschreibung der Diakonisse genannt und die Besonderheit des Diakonissenlebens als Einheit von Dienst und Opfer und Leben, „so wie eine rechte Mutter ein ganzes, ungeteiltes Leben und nicht nur bestimmte Arbeitsstunden der Familie schenkt“, erklärt.<sup>59</sup> Dabei wird das geistliche Leben, die Gebetsstille und die liturgische Feier als die eigentliche Kraftquelle der Diakonisse beschrieben. Anliegen der Diakonisse ist es, den gehetzten Menschen der modernen Zeit an dieser Kraftquelle Anteil zu geben.<sup>60</sup>

Die äußerlichen Vollzüge des Glaubens werden gegenüber 1940 nicht verändert. Die Ordnung der Einsegnung wurde jedoch inhaltlich verändert. Anstatt des strengen, fast paränetischen Tons der Ordnung von 1940 ist nun die freiwillige Liebe als Grundlage des Amtes in den Mittelpunkt gestellt. Hatte die Ordnung 1940 betont, dass den Diakonissen vor der Einsegnung nochmals die Pflichten vor Augen zu stellen seien, denen sie sich zu widmen hätten, heißt es 1967, dass noch einmal die Größe des Amtes, seine Aufgabe und Verheißung bedacht werden sollten.<sup>61</sup> Statt der Aufforderung zur Weltentsagung und Selbstverleugnung wird einzig die Orientierung an der Nachfolge in Liebe empfohlen – vom Kreuz der Nachfolge ist nicht mehr die Rede.<sup>62</sup> Im Dienst an den Armen, Kranken und Kindern begegnet Jesus selbst. Die Gemeinschaft der Schwestern wird ebenfalls als Liebesgemeinschaft beschrieben mit einem Zitat aus dem 12. Kapitel des Römerbriefes: „Einer komme dem anderen mit Ehrerbietung zuvor.“<sup>63</sup> Die Chris-

58 Brief Charlotte Renner, a. a. O. (s. Anm. 54) 2.

59 Charlotte Renner: Die Diakonisse, 1962 [FKSK, Bestand FrD 415, 3].

60 Vgl. a. a. O., 3.

61 Diakonissenmutterhaus Kaiserswerth, Kaiserswerth 1967 [FKSK, Bibliothek, FlIV 314a] 51.

62 A. a. O., 52.

63 Ebd.

tusfrömmigkeit der Fassung von 1940 ist einer allgemeineren Berufung auf die zuvorkommende Liebe Christi und der Orientierung an ihr gewichen. Die 1967 gedruckte Einsegnung wurde bereits 1955 verwendet und geht auf Pfarrer Frick zurück, der sie im März 1955 den Schwestern vorschlug.<sup>64</sup>

Insgesamt sieht sich die Schwesternschaft in den 60er Jahren einem Druck ausgeliefert, dem Charlotte Renner mit ihrem Festhalten an dem Eigentlichen der Diakonissengemeinschaft begegnen will. Jedoch gibt es hier deutliche Reibungen zwischen älteren und jüngeren Schwestern, die den Lebensentwurf stärker öffnen bzw. anpassen wollen, was sich in den Auseinandersetzungen um die Tracht spiegelt. Theologisch und frömmigkeitlich ändert sich die Einsegnung von einer paränetischen in eine zusprechende Handlung. Die Diakonisse wird nicht zum Dienen ermahnt, sondern durch die Einsegnung gestärkt in die tätige Freiheit des Glaubens entlassen. Auch die Schwesternbetstunden werden in dieser Zeit mehrfach verändert. Sie gehören zum Herzstück der Diakonie. 1971 bemerkt Anna Sticker, dass sie regelmäßiger besucht würden als alle anderen kirchlichen Veranstaltungen.<sup>65</sup>

#### 1.4. Vorläufiges Resümee

Die Glaubenspraxis in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts spiegelt einen Trend zur Entindividualisierung, zur Integration der Diakonisse in das große Ganze der Diakonie. Es geht nicht um die Einübung einer persönlichen Frömmigkeit, sondern um das kollektive Einordnen. Die Persönlichkeit der Einzelnen und ihre Frömmigkeit ordnet sich der strengen Gemeinschaft unter. Ab den 60er Jahren ändert sich dies. Der Gedanke der persönlichen Freiheit, zu der Christus befreit, ermöglicht eine neue Sprache und eine neue Definition des Dienstes als offene Nachfolge. Der Zwang zur Konformität entfiel – was sich am Ablegen der Tracht sichtbar manifestiert, damit aber zerfiel der Gemeinschaftsgedanke.

Oder noch anders formuliert: Die Individualisierung der 60er Jahre brachte den Appell mit sich, das Diakonissesein als eigene, individuelle Lebensaufgabe zu begreifen, da es sich aber um eine Lebensform handelte, die aus dem Kollektiv lebte, überstieg diese Aufgabe die Möglichkeiten der je Einzelnen. Die religiösen Vollzüge ohne die starke Signalisierung des Ge-

---

64 FKSK, Bestand Altregistratur Kaiserswerther Mutterhaus, Ordner: Einsegnung von 1917–1962.

65 Vgl. Anna Sticker: Diakonie führt zur Liturgie. Zum Fürbittengebet der Diakonissen des Kaiserswerther Mutterhauses, in: Hans Christoph von Hase u. a. (Hg.): Solidarität + Spiritualität = Diakonie, Stuttgart 1971, 161–166; hier: 166.

meinschaftsgedankens nach außen und ohne seine restriktive Einschärfung konnten nur in vereinzelter individueller Aneignung überzeugen und machten damit das Diakonissewerden zu einer stärker religiösen Entscheidung – da Berufswünsche nun auch anders verwirklicht werden konnten. Diese stärker religiöse Entscheidung wurde durch den einladenderen Charakter der Gemeinschaft erleichtert, eine solche Entscheidung traf jedoch nur noch eine Minderheit von Frauen.

Als These für den zweiten Teil – in dem nun Aussagen zur Glaubensgemeinschaft Diakonissenmutterhaus und zur religiösen Identität der einzelnen Schwestern aus dem Oral-History-Bestand interpretiert werden – ergibt sich außerdem: Die interviewten Schwestern sind alle zu einer Zeit eingetreten, in der sie zur Anpassung in die Gemeinschaft, zur Integration aufgefordert wurden. Ein Augenmerk der Untersuchung richtet sich darum auf diese Anpassungsprozesse, weil sie diese spezifische Glaubenspraxis ermöglichten. In einem weiteren Schritt wird gezeigt, wie die Gestaltwerdung des Glaubens im Alltag sich manifestierte. Es handelt sich hier stets um Konstruktionen der eigenen Lebensgeschichte, bei denen eventuell nachträglich die besondere Bedeutung bestimmter religiöser Ereignisse in die Biographie eingetragen wird, um die eigene Lebensentscheidung plausibel zu machen. Die spezifischen Normen der Gemeinschaft können zudem eine Art Selbstzensur bewirkt haben. Eine Rekonstruktion von Frömmigkeit wird aber stets auf Dokumente oder Aussagen angewiesen sein, die in ihrer Subjektivität die Interpretation besonders schwierig und damit auch anfechtbar machen.<sup>66</sup>

Wie die Öffnung des Entwurfs nach dem Zweiten Weltkrieg, bzw. seit den 60er Jahren empfunden worden ist, konnte den lebensgeschichtlichen Erzählungen nur in Andeutungen entnommen werden,<sup>67</sup> bleibt damit bei der Interpretation außen vor und ein Desiderat.

## 2. Frömmigkeit

### 2.1. *Integration in die christliche Gemeinschaft*

Aufmerksam auf den Beruf der Schwester wurden die meisten Frauen – so schildern sie es zumindest in den Interviews – durch das konkrete Vorbild.

---

66 Vgl. zur Durchführung und Auswertung narrativer Interviews: Hubert Knoblauch: *Qualitative Religionsforschung*, Paderborn u. a. 2003, 122–134.

67 Drei Interviews mit Schwestern der Jahrgänge ab 1940 wurden erst nach Fertigstellung der in diesem Sammelband publizierten Aufsätze transkribiert (Anmerkung der Hg.).



Die Gemeindegeschwister oder das Zusammenarbeiten mit Diakonissen<sup>68</sup> motivierten zu der Berufswahl. Eine Diakonisse berichtet: „Das war von Kind an mein Wunsch Schwester zu werden. [...] Ja, ich habe mir als Kind immer ein Tuch über den Kopf getan und dann bin ich an einen Spiegel gegangen und habe geguckt, wie es mir stände. Es war immer mein Wunsch, Schwester zu werden.“<sup>69</sup> Die zukünftigen Diakonissen interessierten sich erstmals für ihre spätere Berufstätigkeit durch ein äußeres Merkmal des Diakonisseseins: die Haube und die Tracht. Die Schwestern waren durch ihre Kleidung innerhalb der alltäglichen Lebensvollzüge hervorgehoben. Das wird erinnert. Damit einher geht die Einschätzung, dass es sich um einen ungewöhnlichen Beruf handelte:

„Wenn Sie Diakonissen fragen, und diese Frage wird bestimmt auch bei Ihnen an mich gerichtet werden: Warum sind Sie Diakonisse geworden? Warum geht ein junger Mensch auf ein so unbürgerliches Leben ein? – Wenn Sie diese Fragen einer Diakonisse in der Schweiz stellen, so ist meine persönliche Erfahrung, oder in Skandinavien oder in Amerika, Sie bekommen dieselbe Antwort: ‚Aus Berufung.‘ So war das auch bei mir.“<sup>70</sup>

Der Beruf der Schwester war in der Zeit, in der die meisten interviewten Frauen Schwestern geworden sind, eben nicht die Norm, sondern Berufstätigkeit war eine Ausnahme und konnte mit einem Berufungserlebnis auch anderen plausibel gemacht werden. Nur der kirchliche Raum bot Freizeitmöglichkeiten für junge Mädchen und die Gemeindegeschwister war eines der wenigen Vorbilder berufstätiger Frauen. Eine Schwester erinnert sich:

„Mit 14 Jahren konfirmiert worden und da bin ich in –, früher hieß das ja Jungmädchenkreis, gegangen, also in kirchlichen Jugendkreis und von da aus kam für mich die Begegnung mit Schwestern, nicht, dass mich die Schwestern da irgendwie angesprochen haben, willst du auch nach Kaiserswerth gehen, das kam ganz von selbst, dass ich doch gerne in Schwesternberuf wollte.“<sup>71</sup>

Eine andere erklärte: „Für die Pastoren, die Gemeindegewestern. Da schwärmte man für.“<sup>72</sup>

Die Entscheidung zum Eintritt wird häufiger mit einem Berufungserlebnis begründet – manchmal eher pragmatisch geschildert, manchmal wirklich als eine göttliche Berufung: Eine Schwester, die bereits in einem von Diakonissen geleiteten Kinderheim arbeitet, hält sich im Wohnzimmer der Gemeindegewestern auf, und es passiert Folgendes:

68 Vgl. FKSK, 4–6 OHP Transkript Interview mit Schwester Marie L. vom 26.11.01, 8: „Ich war die einzige Zivile unter den Mitarbeitern und äh, die Schwestern haben mich sehr freundlich in ihren Kreis aufgenommen, so dass mir so im Lauf der Zeit in mir der Gedanke entstand, du könntest vielleicht auch Diakonissin werden.“

69 FKSK, 4–6 OHP, Transkript Interview Schwester Kornelia K., 3.

70 FKSK, 4–6 OHP, Interview Schwester Helene Schmidt (in diesem Band).

„Ich machte es mir also dort im Wohnzimmer gemütlich, und was reichte sie mir? Die ‚Taube von Kaiserswerth‘. Interessiert las ich alle Beiträge. Herr Pastor von Lüttichau, der ja damals der Vorsteher von Kaiserswerth war, hatte einen langen Artikel über die verschiedenen Arbeitsfelder geschrieben, und darin stand sinngemäß: ‚Wir brauchen natürlich eigentlich noch viel mehr Schwestern. *Komm auch du und hilf direkt* hier bei uns in Kaiserswerth mit!‘ ‚Aha‘ dachte ich, jetzt bist du aber ganz richtig fest angesprochen. Und deshalb musstest du auch sicher heute die Kinder nach Köln bringen, um das zu lesen.‘ Und noch heute denke ich, das ist für mich dann auch wirklich der Ruf gewesen, als Schwester nach Kaiserswerth zu gehen.“<sup>73</sup>

Im direkten Anschluss an dieses Erlebnis schildert Schwester Annemarie ihre frömmigkeitliche Prägung durch das EC (Entschiedenenes Christentum), eine Gruppe, in der ihr stets nahegelegt worden war, dass es zum Christentum gehört, für andere Menschen da zu sein. So wird das Berufungserlebnis zum einen in den Zusammenhang der Gesamtbiographie gestellt, zum anderen eine Kontinuität des eigenen Glaubens gezeigt, die sich im Verlauf der biographischen Erzählung fortsetzt.

Deutlicher noch als diese Schwester konturiert eine andere die göttliche Berufung, die sich einerseits – sehr protestantisch – aus der Bibellektüre ergibt; andererseits durch eine Evangelisation von Marburger Schwestern. Die Berufung ist so stark, dass es keine Bedenken gegen den eingeschlagenen Weg mehr geben kann:

„Alle vorherigen Bedenken, ob ich es schaffen würde, für den Fall, dass ich in der Krankenpflege eingesetzt würde, ob ich es schaffe, mit Leiden und Sterben der Menschen umzugehen, das waren in dem Augenblick keine Bedenken mehr. Ich ging zu dem Weg, auf den ich mich von Gott gestellt fühlte.“<sup>74</sup>

Diese Schwester hat ihre Lebensgeschichte von einem Berufungserlebnis her gedeutet und strukturiert, eventuell auch idealisiert. Immer wieder wird darum im Verlauf auf die göttliche Führung und das Getragen-Werden von der Gemeinschaft hingewiesen und das Sendungsprinzip verteidigt. Die Härten der geforderten Ortswechsel werden darum auch durch das Berufungserlebnis auf einer höheren Ebene als Fügung verstanden und akzeptiert. Geht man davon aus, dass gerade die ersten Äußerungen in Interviews besonders bedeutsam sind, da die Befragte ihr Leben unter ein Motto stellt, gleichsam den ‚roten Faden‘ für die Interpretation ihres Lebens vorgibt, dann ist auffällig, wie häufig mit einem Berufungserlebnis oder einem das Leben begleitenden Bibelwort begonnen wird. Eine Schwester erzählt von

71 FKSK, 4–6 OHP, Transkript Interview Schwester Marielouise D., 1.

72 FKSK, 4–6 OHP, Transkript Interview Schwester Klara R., 1.

73 FKSK, 4–6 OHP, Interview Schwester Annemarie Günther (autorisierte Fassung), 2.

74 FKSK, 4–6 OHP, Interview Schwester Helene Schmidt (in diesem Band).

ihrem Lebensmotto, das durch ihre Großmutter an sie vermittelt wurde:

„Und Großmutter versorgte uns gut und dass auch *gebetet* wurde und wenn ich morgens erwachte und schaute mir im Zimmer – schaute mich im Zimmer um dann las ich gleich den Spruch ‚Gott wird dich immerdar führen‘. Das galt für meine Großmutter, die war Witwe geworden. Ach dachte ich Gott wird dich immer führen. Und das hab ich mir gemerkt das Wort und das ist dann auch mit mir gegangen so durch mein Leben aber, auch immer mal wieder vergessen.“<sup>75</sup>

Deutlich wird an diesen Einbettungen der Lebensgeschichte in ein religiöses Lebensmotto, dass die Schwestern damit individuelle Frömmigkeit reklamieren und konturieren. Nicht die Kaiserswerther Gemeinschaft hat sie genuin religiös geprägt, sondern sie selbst haben sich diesen Beruf im Kontext ihrer Religiosität ausgesucht. Damit prägt nicht die Institution die Frömmigkeit, sondern die Schwestern integrieren sich mit ihrer je persönlichen Frömmigkeit in die religiöse Gemeinschaft.

Gelegentlich wird reflektiert, dass dieser Weg nicht immer von der Gemeinschaft mitgetragen wurde. Hier zeigt die Kontextanalyse in einem Interview, dass die Schwester auf einen Kontrast hinweisen will. Sie schildert zunächst ihre Ankunft in Kaiserswerth als eine, bei der sie ausgesprochen freundlich empfangen wurde, kommt dann jedoch auf ihren ersten beruflichen Einsatz zu sprechen, bei dem sie sich ganz offensichtlich überfordert und im Stich gelassen fühlte: Sie wurde im OP eingesetzt und beschreibt den Schrecken über diesen Einsatz: „Ach ich dachte nee, das war das Schlimmste das mir passieren konnte.“<sup>76</sup> Sie schildert eine für sie traumatische Kropfoperation an einem jungen Mädchen:

„Das war alles für mich ganz schlimm. Und zwischendurch und dann hatte ich da ein Gläschen Wein, musste ich diese Patientin immer mal ein Schlückchen Wein trinken lassen. Das musste das alles [...] sein ich durfte doch *nirgendwo* dran kommen, ganz ihr da nur eben an den Mund setzen dass sie das trank und sich auch nicht *verschluckte* dabei. Können sich denken was das für mich war wenn ich heute daran denke, könnte ich noch weinen aber trotzdem, man fühlte sich getragen. = Ich wusste Gott ist da der hilft dir. Das hat mir sehr viel gegeben da in meiner jungen Zeit [Sie war gerade 19 Jahre alt. U. G.], selber doch noch so jung und keine Ahnung von all den Dingen aber ich wurde natürlich, auch em angesprochen em em wurde mir gesagt so und so geht das, und die passten ja *mit* auf nich, die Instrumentenschwester die passte ja auch auf, und die Narkoseschwester war dann ja auch, em nicht belastet also wurde keine Narkose gemacht, nur örtlich betäubt nich.“<sup>77</sup>

75 FKSK, 4–6 OHP, Transkript Interview Schwester Minna M., 1.

76 FKSK, 4–6 OHP, Transkript Interview Schwester Minna M., 11.

77 Ebd.

Die genaue Schilderung des Operationsvorganges davor und die unmittelbare Beschreibung einer weiteren Operation danach, vor der sie ebenfalls Angst hatte, münden dann wiederum darin ein, dass zumindest Gott ihr beigestanden hat: „Da merkt man, dass Gottes Hilfe da ist, sonst hätte man das ja gar nicht machen können, nich.“<sup>78</sup> Bezeichnenderweise wird hier in der offensichtlich sehr notvollen Situation auf Gott verwiesen, auf keine andere Schwester, die dem überforderten Neuankömmling beistand. Die anderen Schwestern werden nur als Anleitende erwähnt.

Eine 1949 eingetretene Schwester, die es als Gottes Fügung ansieht, dass sie sofort angenommen wurde – obwohl ihr auch klar war, dass Kaiserswerth zu dieser Zeit schon unter großem Druck stand, was Neueintritte anging –, reflektiert die Integration als etwas Angenehmes und Befreiendes, was durch den zeitgeschichtlichen Kontext der unmittelbaren Nachkriegszeit etwas zu relativieren ist:

„Das war natürlich ein großer Einschnitt in meinem Leben, weil ich eigentlich wenig Ahnung hatte, was da auf mich zukam und was mich da erwartete, aber eins war mir klar, dass man sich hier einfach zur Verfügung stellt und sich einsetzen lässt. Und so habe ich das dann erlebt, aber es lag auch eine ganz große Befreiung darin, das ist mir noch mal bewusst geworden: Einmal brauchte ich nicht mehr im Existenzkampf zu stehen und zweitens war man frei von Mode und von allen Kleidersorgen und so weiter. Die Tracht war ja zu jeder Gelegenheit einfach in Ordnung und gut auch, und schön und anerkannt auch. Ja, als Diakonissenschwester genossen wir noch großes Ansehen. Wir waren auch noch eine große Schar und unser Tag, der verlief sehr, sehr geordnet, streng geordnet. Wir mussten uns also auch sehr fügen, aber das gehörte einfach dazu und das fiel mir nicht schwer, muss ich schon sagen. Ich empfand dann, dass wir das so in der Gemeinschaft und im Kreis der Schwestern gemeinsam erlebten, das war eben auch eine Hilfe und Stärkung immer wieder.“<sup>79</sup>

Hier wird die Integration folgendermaßen gewürdigt: Befreit von unmittelbaren Berufssorgen kann sich die Diakonisse ganz auf ihren Dienst einlassen und wird dabei von der Gemeinschaft der Schwestern getragen. Die Tracht wird als Berufskleidung gesehen, mit der sich Anerkennung und ein gewisser Status verbinden. Obwohl die strenge Ordnung als ungewohnt und wohl auch als Härte empfunden wird, wird sie durch das Miteinander der Schwestern relativiert. Die Andachten werden als etwas Gemeinschaftsstiftendes empfunden wie auch die Gebetsgemeinschaft der Schwestern. Ein Aspekt, der auch in den Dienst- und Einsegnungsordnungen zum Tragen kommt, wird explizit herausgestellt. Gelegentlich wird die Bedeutung des Mutterhauses gerade für die im Ausland tätigen Schwestern besonders her-

---

78 Ebd.

79 FKS, 4–6 OHP, Transkript Interview Schwester Gesine H., 1 f.

vorgehoben. Der Gebetsgemeinschaft durch das gemeinsame Fürbittengebet sowie der vielfältigen Kontaktpflege durch Zeitschriften und Briefe war es zu verdanken, dass das Mutterhaus mentale Unterstützung bot und als Heimat empfunden wurde:

„Trotz der Ferne war das Komische, dass uns, ich würde sogar hier im Plural sprechen, und nicht nur von mir, das Mutterhaus näher war als mancher Düsseldorfer Gemeindegewester. Wir lebten ganz eng in Verbindung mit dem Mutterhaus. Ich weiß nicht, ob das für Sie nachvollziehbar ist. Dass eine solche Bindung möglich ist. Dass also eine Institution ... – es war für uns keine Institution, es war unser Zuhause, unser Leben!“<sup>80</sup>

Die Einsegnung wurde nicht als großer Einschnitt empfunden, sondern als normale Folge der Probezeit: „Man gehörte dann eben ganz dazu, nicht?“<sup>81</sup> Die Entscheidung für den Dienst fiel bereits früher, meist schon beim Eintritt. Die Einsegnung spielt in den lebensgeschichtlichen Interviews mutmaßlich deshalb keine Rolle, weil es sich dabei um einen kollektiven Akt handelte, nicht um etwas Individuelles.<sup>82</sup> Zudem wurde der Zeitpunkt der Einsegnung von der Mutterhausleitung bestimmt. Allerdings wurde der Vorschlag zur Einsegnung als Indiz gesehen, dass man sich in der Probezeit bewährt hatte.<sup>83</sup> Nur gelegentlich wird reflektiert, dass die Einsegnung etwas Gemeinschaftsstiftendes hatte, das sich in der Gebetsgemeinschaft fortsetzte:

„Und was ich persönlich so in der großen Schwesterngemeinschaft sehr positiv erlebt habe, dass man getragen wurde, wenn man zum Beispiel krank war, operiert werden musste, dann spürte man einfach, wie an einen gedacht wurde und wenn ich an die Einsegnung denke, da war so ein großes Wohlwollen, das kam einem überall entgegen; die alten Schwestern freuten sich alle, dass wieder jemand eingeseget wurde.“<sup>84</sup>

Auf der offiziellen Ebene kommt dieser Gemeinschaftscharakter darin zum Ausdruck, dass die Schwestern eines Einsegnungsjahrgangs als ‚Bundes-schwester‘ bezeichnet werden.<sup>85</sup>

Während die eigene Einsegnung von keiner Schwester als persönliches Erlebnis beschrieben wurde, erinnert sich eine andere daran, dass ihre ersten Kontakte zu Kaiserswerth dazu führten, dass sie zu einer Einsegnung

80 FKSK, 4–6 OHP, Interview Schwester Helene Schmidt (in diesem Band).

81 FKSK, 4–6 OHP, Transkript Interview Schwester Kornelia K., 5.

82 Vgl. dazu Birgit Funke: Gehorsam als ‚diakonische Gesinnung‘? Kaiserswerther Schwestern erzählen von ihrer Probezeit, in: Siri Fuhrmann u. a. (Hg.), Soziale Rollen von Frauen in Religionsgemeinschaften. Ein Forschungsbericht, Münster 2003, 105–118; hier: 108.

83 Vgl. ebd.

84 FKSK, 4–6 OHP, Transkript Interview Schwester Gesine H., 7.

85 Vgl. Funke, a. a. O., 108 f.

eingeladen wurde. Anscheinend wurde diese Gelegenheit ermöglicht, um noch unentschlossenen Frauen den Charakter der Gemeinschaft zu präsentieren. Dabei fließen in die Darstellung auch Informationen über die eigene Einsegnung ein, aber nicht der frömmigkeitliche Akzent der Feier wird erinnert, sondern die Gemeinschaft der Schwestern und der Festcharakter:

„Ja also dann waren wir zu dem Fest eingeladen hatten die da so ein Tischchen fertig gemacht in dem großen Saal wo gegessen wurde, und die Schwestern die uns die da uns mit hinnahmen die waren dann auch dabei. Kannten wir ja schon. Und da sahen wir uns das an. Ach dachten wir guck mal an da ist ne große Schar. Die durften auch *Gäste* einladen. Da kamen auch so Privatfamilien dahin auch Kinder dabei. Ja und da konnten wir da so den ganzen Tag sein. Erst mal morgens in der Kirche. Das war immer eine *sehr* gute Andacht von den Pfarrern irgendwie wer der das in der Hand hatte. Die waren ja dann die Rüstschwestern nannten wir die die eingesegnet wurden. [...] Einsegnung ja. Als Diakonisse nich. Das war das Fest wo wir zu eingeladen wurden. Und, ähm ja, das waren sehr inhaltvolle Tage nicht. Morgens immer ein Pfarrer da war auch immer eine ältere Schwester mit dabei. Da wurde aus der Bibel gearbeitet, wie Gott mit den Menschen und Kranken in den früheren Zeiten umgegangen ist. Wir sollen nun in den Dienst treten, aber uns immer auch von Gott bewahrt und behütet wissen, und auch ausgerüstet mit Dingen, die für uns vielleicht noch ein bisschen, schwierig sind, das alles zu fassen was bedeutet das nun, das wurde aber alles in diesen Stunden schon besprochen.“<sup>86</sup>

Stärker als die theologischen Inhalte wird der Gemeinschafts- und der Festcharakter der Feier erinnert. Dass ein Dienst angetreten wurde, in dem man von Gott bewahrt wurde, und der in der biblischen Tradition verankert ist, sind die zentralen Elemente – beispielsweise wird nicht erwähnt, dass dieser Dienstgedanke in der Einsegnung mit biblischen Frauengestalten illustriert wurde. Es zeigt sich auch eine gewisse Unsicherheit den Inhalten gegenüber, wenn gesagt wird, dass sie schwierig waren.

Angeklungen ist bereits, dass die Schwestern, wenn sie zu neuen Arbeitsfeldern gerufen oder beim allerersten Berufseinstieg nicht immer optimal betreut und angeleitet wurden, nicht auf die ständige Unterstützung anderer Schwestern zurückgreifen konnten – der Gemeinschaftsgedanke war anscheinend stärker im Hinblick auf die Gebetsgemeinschaft internalisiert worden und umfasste nicht zwangsweise den praktischen Bereich. In der Zusammenarbeit gab es anscheinend häufig Spannungen. In den Schwesterngrüßen der 50er Jahre wird häufig das Thema des schlechten Miteinanders der Schwestern angeschnitten.<sup>87</sup> Dass es vor allem die rituellen

86 FKSK, 4–6 OHP, Transkript Interview Schwester Minna M., 6.

87 Vgl. Grübe des Kaiserswerther Mutterhauses an seine Schwestern 50 (1951), 86: Pastor Frick kritisiert die Schwestern, weil sie sich nicht als „Dienerinnen untereinander“ verhalten, sondern zum Teil unbarmherzig richten. Eine Schwester kritisiert in einem Brief an Frick die Lieblosigkeit der Schwestern untereinander (vgl. Grübe 54 (1955), 37).

religiösen Vollzüge waren, die die Schwesterngemeinschaft ausmachten, und das Gemeinschaftliche sich weniger auf die Zusammenarbeit bezog, spiegelt sich deutlich in dem Interview der 1916 geborenen Schwester Lore T., die 1953 eingeseignet worden war. So erwähnt sie eine Schwester, die ihr davon erzählte, dass die Schwierigkeiten in der Zusammenarbeit mit einer anderen Schwester sie fast dazu bewogen hätten auszutreten, und dies, obwohl es sich offensichtlich um eine sehr fromme Frau handelte, „die machte keine Worte über ihr Christsein, aber sie war ein ganzer Christ“ und „Also so was Feines und unaufdringlich Frommes ging von der aus, nicht?“ Trotzdem gerät diese Schwester durch die Auseinandersetzung in Zweifel, ob sie Diakonisse bleiben kann, entscheidet dies aber zu Gunsten des Mutterhauses. Schwester Lore sieht ebenfalls im Glaubensvollzug das Eigentliche des Dienstes, das die Gemeinschaft zusammenhielt, und eben nicht in der gemeinsamen Arbeit, wenn sie dann anschließt:

„Ja, ja, ja, damals waren wir viele und viel verschiedene Leute, wir kamen ja aus allen Berufsständen und Familien usw. aber das war ja gerade das Herrliche, dass man sich zusammenraufte und wir wussten immer, die gemeinsamen Andachten morgens und abends, die waren ja entweder im Speisesaal oder in der Kirche später usw. auch in den Außenhäusern, eh, die monatlichen Fürbittstunden, Kirchgang, Bibellesen, das alles verbindet. Und das ist einfach der Schwerpunkt dann.“<sup>88</sup>

### *2.1.1. Die partielle Aufgabe der eigenen Individualität oder der Zwang zur Kollektivität*

Aus den rituellen Vollzügen Kaiserswerther Glaubenspraxis und der Einschärfung des Dienstgedankens ergibt sich die Frage, wie die geforderte Kollektivität von den Schwestern empfunden worden ist. Als Gemeinschaftsgedanke ist sie positiv erlebt worden. Schwieriger schien es jedoch zu werden, wenn die Intimsphäre nicht beachtet wurde. Hier drängt sich eine Beobachtung aus den Interviews geradezu auf: Viele Schwestern waren schockiert von der Art ihrer Unterbringung in großen Schlafsälen, in denen aller persönlicher Raum der Schwestern beschränkt war auf eine mit Vorhängen abgeteilte Koje ausgestattet mit Bett, Schränkchen und Waschtisch. Dieser Umstand des Schlafens in den großen Schlafsälen wird so oft erzählt, dass er nicht nur auf die singulare Sensibilität einer Einzelperson zurückgehen kann. Während das Tragen der Tracht als etwas Positives gesehen wird, weil diese Tracht für die Kompetenz Kaiserswerther Schwestern steht, ist diese Form der Reduktion der persönlichen Existenz als et-

---

88 FKSK, 4–6 OHP, Transkript Interview Schwester Lore T., 12.

was schwer Erträgliches erlebt worden. So antwortete die 1917 geborene Schwester M. auf die Frage nach ihrem persönlichen Berufsverständnis:

„Das war mir ganz selbstverständlich also wir haben wirklich *alles* mitgemacht, weil – weil man von innen heraus das – das wollte, das war kein Zwang, das war normal bei uns, ‘ne, zum Beispiel in der Vorprobe wir waren in einem 19-Betten-Saal haben wir geschlafen mit Kojen ich weiß nicht, ob Sie da schon mal was gehört haben, da ist er jetzt im Mutterhaus schon vor einigen Jahren umgebaut worden, wir hatten einen 19- und einen 20-Betten-Saal, die waren übereinander und da gab es einzelne Kojen Holz, zur Hälfte und mit Gardinen zugezogen und wir hatten zum Beispiel [...] hier stand das Bett, an das Bett angebaut ist ein Schrank und jetzt ist hier ein wenig Platz eine kleine Kommode, Waschschüssel, Eimer und ein Stuhl das war unser ganzes Reich da hatten wir auch nicht viel mitzubringen.“<sup>89</sup>

Diese Erinnerung stellt sich bei der Nachfrage nach dem Beruf der Diakonisse ein. ‚Alles mitgemacht‘ zu haben bedeutete eben auch, auf einen Teil der Persönlichkeit verzichtet zu haben. Dass dies als eine Zumutung empfunden wurde, kommt auch in einer anderen Äußerung zum Ausdruck, in der eine Schwester fast identisch den Schlafsaal beschreibt und sich an ein weiteres unangenehmes Detail erinnert:

„Die erste Nacht bin ich überhaupt nicht warm geworden als ich hier da schlief. War noch im November, keine Heizung, sehen Sie das waren wir hier die Schwestern und im Saal schliefen 24 Schwestern [...] so groß war der alle mit diesen Kojen.“<sup>90</sup>

Eine ähnliche Erfahrung artikuliert Schwester Marielusie D., die von ihrem ersten Einsatzort nach dem Examen als Jugendleiterin berichtet, bei dem die Schwestern dem persönlichen Schamgefühl zuwiderlaufend gezwungen waren, sich in einem großen Waschraum zu waschen:

„Wir waren dann zusammen Julei – also Jugendleiterinnen, nun war das alles noch sehr primitiv, das muss ich noch dazu sagen, das war früher ne Schule und ein großer Waschraum, fünfzehn oder zwanzig Becken auf der einen Seite und der anderen Seite und wir Schwestern haben immer gemacht, dass wir schnell vorher raus waren [lacht leicht] ehe die anderen kamen, da waren wir *alle zusammen* da, aber da durften wir ja noch – durften wir ja noch nicht ohne Haube gehen. Heute ist das ja alles ganz anders.“<sup>91</sup>

Die Schwestern empfanden die Situation offensichtlich für sich als unwürdig, da sie sich in einem öffentlich zugänglichen Waschraum waschen mussten, der von anderen mitbenutzt wurde, und dass sie dem ausgesetzt waren, obwohl sie in der Öffentlichkeit verpflichtet waren, ihre Haube zu tragen. Dass das Sich-Einfügen in die Gemeinschaft dem in der Diakonissenordnung geforderten Gehorsamsideal entsprach und man die zukünftige

89 FKS, 4–6 OHP, Transkript Interview Schwester Marielusie D., 41.

90 FKS, 4–6 OHP, Transkript Interview Minna M., 25.

91 FKS, 4–6 OHP, Transkript Interview Schwester Marieluse D., 10.



Diakonisse auf diese Absonderung von der restlichen Welt vorbereiten wollte, wird ansonsten als Nebenaspekt erwähnt. Eine 1937 eingetretene Schwester erinnert sich:

„Ich bin dienstags eingetreten und den Monat darauf hatte ich im Gelände irgendwas zu erledigen und wen treffe ich, meine Mutter, *das hatte die vor*, wir durften im ersten Jahr kein Besuch bekommen und dann so nah und die hat nur gedacht, ich geh da mal spazieren, gucken, und dann haben wir uns getroffen, war gut [lacht], das war schön ...“

Dieser Kontakt, der nach so langer Zeit erinnert wird, war offensichtlich von großer Bedeutung. Als integrationsfördernd wurde es angesehen, dass die neu eingetretene zukünftige Schwester mit den anderen Schwestern, die sich in der Vorprobe befanden, aß und dabei an der Seite der Vorprobe-meisterin saß, „damit man sich besser einleben konnte“. <sup>92</sup> War der Gemeinschaftsgedanke internalisiert, so wurde er durchaus als positiv angesehen. Dass sich das Berufsideal gewandelt hat, wird dann kritisch reflektiert. Eine Diakonisse, die nach dem Wandel gefragt wurde, antwortet: „Man wurde früher mehr geführt, will ich mal sagen, nicht? Aber das ist ja heute nicht mehr. Die wollen ja heute alle frei sein, Ellbogenfreiheit.“ <sup>93</sup>

## 2.2. *Diakonie als Gottesdienst – Der Einsatz für Andere als Ideal*

Der eigene Beruf wurde zu einem großen Teil als Berufung und als Gottesdienst verstanden. Dieser Gedanke des diakonischen Einsatzes als Gottesdienst wird auch von den Feierabendschwestern noch als zentral empfunden. Eine Schwester berichtet von der Kooperation und dem Austausch mit anderen Mutterhäusern über die Umbruchssituation und betont:

„Und in Halle versuchen sie jetzt, diakonischen Einsatz für eine ganz begrenzte Zeit auszuprobieren, für sieben Tage oder für sieben Wochen oder für sieben Jahre. Die Leute können also sehen, wie sie sich in einer solchen Gemeinschaft zurechtfinden und ob es das Richtige für sie ist. Es ist uns ja wichtig, dass uns diese Gedanken eines diakonischen Einsatzes nicht verloren gehen. Dass wir wissen, dass wir den Dienst wirklich um Jesu willen gern tun wollen an den Mitmenschen und untereinander. Wir wollen, dass so etwas nicht verloren geht, wenn es auch hier und da ganz anders sein muss. Wir wollen uns ja nicht sträuben und wehren und denken, jetzt halten wir stur an dem fest, wie wir es immer gemacht haben, sondern, dass wir da mitgehen.“ <sup>94</sup>

Der Gedanke des Dienstes um Jesu willen für die Mitmenschen wird als zentrales Vermächtnis der aussterbenden Mutterhausdiakonie angesehen. Interessanterweise wird dieser Aspekt hervorgehoben als das Gespräch

92 FKSK, 4–6 OHP, Transkript Interview Schwester Marieluise D., 2.

93 FKSK, 4–6 OHP, Transkript Interview Schwester Kornelia K., 14.

94 FKSK, 4–6 OHP, Interview Schwester Annemarie Günther (autorisierte Fassung), 15.

auf die Veränderung der Situation heute kommt, d.h. er wird als Proprium der Diakonie empfunden. Der Einsatz für Andere wird als spirituelles Ideal gesehen, gerade nicht als Sozialarbeit. Dies wird explizit artikuliert, ist aber auch in den Beschreibungen der Arbeitsbereiche oft präsent, wenn in der Arbeit mit Kranken oder Kindern davon erzählt wird, wie man mit ihnen Lieder gelernt, Gottesdienst gehalten, gebetet habe oder auch dass der Blick für den Anderen in der Krankenpflege notwendiger ist als das bloße medizinische Wissen.<sup>95</sup> Eine Diakonisse berichtet von einer internationalen ökumenischen Tagung für Oberinnen von Mutterhäusern in Bossey:

„Und da sind wir in der ersten Sitzung dieser Kerngruppe, zu der ich auch gehörte, in eine sehr harte Diskussion geraten, weil die Kontemplativen nicht akzeptieren, dass Diakonie auch Gottesdienst ist. Sie sahen uns nur als Sozialarbeiter an. Bis ich dann mein Verständnis erklärte, woraufhin eine belgische Franziskanerin mit Nachdruck entgegnete: „Ja, das hat der heilige Franz uns auch aufgetragen, uns um die Armen und die Kranken zu kümmern!“ Ich bin aufgestanden und habe sie umarmt. Ich habe gesagt: „Wir beide, wir sind Freundinnen!“ Da ist mir bewusst geworden, dass die gleiche innere Einstellung mehr verbindet als die Nationalität.“<sup>96</sup>

Im weiteren Verlauf wird dieser Gedanke ein zweites Mal geäußert; hier erfährt die Schwester eine Bestätigung ihrer Haltung von katholischer Seite.

### 2.3. *Persönliche Frömmigkeit und missionarischer Dienst*

Lieder spielten für die persönliche Frömmigkeit eine große Rolle. Fast jede Schwester nannte ein Lied, das für sie oder ihre Tätigkeit bedeutsam war und zitierte daraus. Als Liedvers, den sie besonders gerne mochte, nannte eine Schwester: „Hier hast du meine beiden Hände, ich könnte ja nichts aus eigener Kraft. [...] Du weißt den Weg, du weißt das Ende, bring du mich durch die Pilgrimschaft.“<sup>97</sup> Daran zeigt sich deutlich der religiöse Wurzelboden des Diakonissenlebens. Eine andere erzählt von ihrem Vater, der, wenn die Betglocke läutete, in der Arbeit innehielt und sang: „Liebster Mensch, was mag's bedeuten, dieses späte Glockenläuten. Es bedeutet abermal meines Lebens Ziel und Zahl. Dieser Tag hat abgenommen, bald wird auch der Tod herkommen. Drum oh Mensch so schicke dich, dass du sterbest seliglich.“<sup>98</sup> Dennoch beansprucht die hier zitierte Schwester Marie L. nicht für sich, besonders fromm gewesen zu sein, gibt jedoch an, dass sie die Liturgie in Kaiserswerth sehr beeindruckt hat, so dass deshalb sie nicht in ein Mutterhaus in ihrer Heimat Württemberg gehen wollte.<sup>99</sup>

95 S. auch unter 2.3. zum missionarischen Dienst.

96 FKSK, 4–6 OHP, Interview Schwester Helene Schmidt (in diesem Band).

97 FKSK, 4–6 OHP, Transkript Interview Schwester Kornelia K., 11.

98 FKSK, 4–6 OHP, Transkript Interview Schwester Marie L., 13.

Eine Schwester bestätigt die geistliche und theologische Prägung durch Pastor Frick in Kaiserswerth, bei dem sie Dogmatik gelernt habe. Wie beliebt er als theologischer Lehrer bei den Diakonissen war, kommt in einem Erlebnis zum Ausdruck, das sie schildert. Pastor Frick hatte einen Ruf an die Universität Bonn erhalten, daraufhin versammelte sich die Schwesternschaft und formulierte einige Sätze, um ihn zum Bleiben zu bewegen. Die Vorsteherin holte ihn dazu und las vor und – so Schwester Marie:

„Und da weiß ich noch genau, als wir dann zu den Schwestern, die natürlich gespannt im Speisesaal äh versammelt waren, zurückkamen, mit Pastor Frick und er gesagt hat, ich bleibe hier, da hat er nur gesagt, jetzt beten wir zusammen das Vaterunser und da habe ich damals gesagt und da haben verschiedene andere auch gesagt, und ich glaube Pastor Frick hat es selber gesagt, da hat man den Heiligen Geist wehen hören.“<sup>100</sup>

Die im weitesten Sinne auch missionarische Aufgabe der Schwester wurde sensibel wahrgenommen. Eine Schwester berichtet von einer krebserkrankten Frau, die sie gepflegt hat und von der sie wusste, dass sie „von Gott und der Welt nix wissen wollte“.<sup>101</sup> Darum wollte sie vorsichtig vorgehen und begann in der Adventszeit während der Pflege „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit“ zu singen. Daraufhin erzählte die Frau ihr, dass sie dieses Lied aus dem Kindergottesdienst kenne und die letzte Strophe „Komm, oh mein Heiland Jesu Christ“ ihre Lieblingsstrophe sei. Die Schwester hat diese Strophe dann jedes Mal mit der Patientin gemeinsam gesungen:

„Und dann konnte man auch mal ein Gespräch anfangen. Und sie wusste, dass sie bald sterben musste. Und kriegt dann eine Lungenentzündung dabei. Dann mussten wir sie ja ins Krankenhaus geben. [...] Da musste ich sie aus den Händen geben. Aber bin da immer noch hingegangen. Sie ist dann an der Lungenentzündung gestorben. Aber mit dem Lied ‚Komm oh mein Heiland Jesu Christ‘.“<sup>102</sup>

Auch wenn nach der religiösen Erziehung anvertrauter Kinder gefragt wurde, spielte die Vermittlung von Liedern eine zentrale Rolle, selbst im Ausland lernten ausländische Kinder deutsche Adventslieder.<sup>103</sup>

99 FKSK, 4–6 OHP, Transkript Interview Schwester Marie L., 15.

100 FKSK, 4–6 OHP, Transkript Interview Schwester Marie L., 16.

101 FKSK, 4–6 OHP, Transkript Interview Schwester Klara R., 16.

102 FKSK, 4–6 OHP, Transkript Interview Schwester Klara R., 16. Ein weiteres Beispiel für die implizite, selbstverständliche Frömmigkeit, die in den Interviews mehrfach zwischen den Zeilen deutlich wird. Eine Diakonisse berichtet von ihrem Umzug in ein Feierabendhaus und sieht, dass dort der ganze Dachboden voll von alten Koffern und Nachlässen früherer, verstorbener Diakonissen steht. Sie sagt zu ihrer Stationsschwester: „Kannste da oben nicht mal aufräumen? Dat ist so nen riesigen Raum.“ Ich sage, ‚da stehen ja Sachen von Schwestern, die kommen schon bald wieder!‘“ (Schwester Klara R., 25).

103 Vgl. FKSK, 4–6 OHP, Transkript Interview Schwester Annemarie Günther (autorisierte Fassung), 7.

### 3. Fazit: Frömmigkeit zwischen Individualität und Gemeinschaft

Einige wesentliche Übereinstimmungen zwischen verfasster Glaubenspraxis und individueller Frömmigkeit lassen sich festhalten: der religiöse Gemeinschaftsgedanke konnte durch die institutionalisierte Glaubenspraxis tragfähig werden. Die Interviews spiegeln, dass er für die Existenz der Schwestern eine zentrale Bedeutung hatte. Die Schwestern begriffen dieses Angebot als Hilfestellung und gemeinschaftsstiftend. Durch Gebet und Lieder wurde Halt vermittelt, auch in schwierigen Situationen, die andererseits zeigen, dass die gemeinsame Arbeit der Schwestern miteinander weniger gut funktionierte. Der persönliche Glaube bot die Hilfestellung des ‚Trotzdem‘.

Dabei hatte die Arbeit einen religiösen Charakter, sie wurde als Dienst an den Mitmenschen aufgefasst. Die Betonung des Berufungserlebnisses war auch eine Stilisierung; sie wurde von den Schwestern (selbst) erwartet. Betrachtet man die Bildungsbiographien der Schwestern, dann wird deutlich, dass sie für junge Frauen der Vorkriegszeit sich selbst meist als ungewöhnlich wissbegierig und lerneifrig darstellen. Von daher kann gemutmaßt werden, dass für viele junge Frauen die Berufstätigkeit der Gemeindeschwester als ein der Ehe vorzuziehender bzw. mit sozialer Anerkennung verbundener Beruf erschien und als sinnvolle Tätigkeit, der dann zudem religiös „legitimiert“ werden konnte. Sie konnten eine akzeptierte und anerkannte Tätigkeit in der Öffentlichkeit ausüben und sie konnten ihr Interesse an dem Beruf dadurch, dass er durch eine Berufung fundiert war, eher durchsetzen als bei einem profanen Beruf. So bot die Religion hier einen Weg in eine berufliche „Karriere“.

Vielleicht wurde nicht zuletzt darum der Zwang zur Gemeinschaft zunächst als Schock erlebt. Die Entindividualisierung durch die Reduktion der Existenz auf eine gemeinschaftliche, wie es sich im Gemeinschaftsschlafsaal abbildet, die mangelnde Privatsphäre mussten zunächst verarbeitet werden. Die Zusammenarbeit mit den anderen Schwestern wird häufiger problematisiert. Eine Gebets- und Glaubensgemeinschaft ließ sich scheinbar leichter herstellen als eine befriedigende Arbeitsgemeinschaft. Die Frömmigkeit verwirklicht sich, wird konkret im Dienst am Nächsten und unterstützt durch die Gebetsgemeinschaft der Schwestern.

Ein biblisches Leitmotiv oder das Berufungserlebnis konturieren die Lebensgeschichte, verleihen ihr im Rückblick Sinn und Ziel. Die Leitmotive wiederum zeigen, dass die Schwestern nicht erst durch die Kaiserswerther Glaubenspraxis zu ihrer Frömmigkeit gekommen sind, sondern eine individuelle Frömmigkeit vor dem Eintritt besaßen; sie wurde nicht von der Insti-

tution vermittelt, aber durch die gemeinsame Glaubenspraxis gestützt. D. h. die Schwestern behaupten ihre persönliche Frömmigkeit gegenüber der Institution. In der Selbstdeutung wird die Frömmigkeit als etwas Genuines und Eigenes reklamiert. Schwester Margot Dreier, die 1914 geboren wurde und zur Konfirmation den Vers aus dem Jesajabuch bekam: „Fürchte dich nicht, denn siehe ich habe dich erlöst, ich habe dich bei meinem Namen gerufen, du bist mein“, resümiert:

„Ich würde sofort noch mal anfangen. Mich hat ja sehr begleitet und sehr erzogen mein Konfirmationsspruch. Der ist ja immer maßgebend für mich in allen Fragen und allen Entscheidungen gewesen. Ohne viel Blabla.“<sup>104</sup>

---

104 FKSK, 4–6 OHP, Transkript Interview Schwester Margot Dreier (autorisierte Fassung), 15.